

Plurale Lebensformen und stabile Bindungen: von Haushalten und Netzen

Bertram, Hans

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bertram, H. (2001). Plurale Lebensformen und stabile Bindungen: von Haushalten und Netzen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 13(2), 80-84. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291002>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Hans Bertram

Plurale Lebensformen und stabile Bindungen

Von Haushalten und Netzen

1. Die Pluralisierungsthese

Die nichteheliche Lebensgemeinschaft, das Living-apart-together, die Ein-Elternfamilie, der Single, die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft, die Scheidungsfamilie und die Fortsetzungsfamilie werden heute als partnerschaftliche oder familiäre Lebensformen in der Literatur intensiv diskutiert, so dass manchmal der Eindruck entsteht, als ob Ehe und Familie, bestehend aus Eltern und leiblichen Kindern, nur noch eine unter vielen alternativen Lebensformen ist. Diese Ausdifferenzierung von partnerschaftlichen und familiären Lebensformen beherrscht seit langem die familiensoziologische und öffentliche Debatte. In jüngster Zeit hat die Diskussion um den Geburtenrückgang auch noch das kinderlose Ehepaar als weitere Lebensform entdeckt. In der Pluralisierungsthese wird nun unterstellt, dass früher (wann auch immer das gewesen sein mag) eine Normalfamilie vorgeherrscht habe, in der ein verheiratetes Paar in einem gemeinsamen Haushalt mit den eigenen leiblichen Kindern zusammenlebte und der Vater als Haushaltsvorstand für die ökonomische Basis der Familie zu sorgen hatte, während die Mutter für den Haushalt und die Kindererziehung verantwortlich war. Gestützt wird die Pluralisierungsthese in der Regel mit Daten der amtlichen Statistik, die in den entsprechenden Haushalts- und Bevölkerungszahlen einen Anstieg der Ein-Personenhaushalte und der Scheidungszahlen, dagegen eine zurückgehende Heiratsneigung, eine Zunahme der Ein-Elternfamilien und einen deutlichen Rückgang der Familien mit Kindern verzeichnet.

2. Haushalt und Familie

Unter einer familiensoziologischen Perspektive ist die Pluralisierungsthese weder theoretisch noch empirisch von besonderer Bedeutung. Denn sie geht von einer statistischen Annahme aus, die unter einer historischen Perspektive problematisch und zudem für die letzten fünfzig Jahre empirisch nicht überprüft worden ist. Talcott Parsons beginnt sein berühmtes Buch „Family, Socialization, and Interaction Process“ (1955) mit der Feststellung, dass sich die Familie tiefgreifend gewandelt

habe und dass man die hohen Scheidungsraten, die sinkenden Geburtenraten und die veränderte Sexualmoral als Ausdruck von Desorganisation und Funktionsverlust der Familie interpretieren könnte. Er dagegen sah die damals aus seiner Sicht neu entstehende neolokale Familie als Ausdruck der zunehmenden Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften. Die hohen Scheidungsraten und geringen Geburtenraten der zwanziger und dreißiger Jahren waren für ihn Übergangsphänomene zu einer neuen spezialisierten, auf den Haushalt konzentrierten Lebensgemeinschaft von Eltern und Kindern, die in ihrer innerfamiliären Arbeitsteilung in optimaler Weise den Erfordernissen einer ausdifferenzierten arbeitsteiligen Industriegesellschaft entsprach. Unter dieser Perspektive ist die Pluralisierungsthese eine konsequente Fortsetzung von Parsons' Argumentation: In einer postindustriellen Gesellschaft, in der Männer und Frauen in gleicher Weise in den Arbeitsprozess integriert sind, lässt sich weder die innerfamiliäre Arbeitsteilung auf Dauer aufrechterhalten, noch lässt sich in einer zunehmend mobilen Gesellschaft eine Lebensgemeinschaft auf Dauer etablieren mit stabilen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und zwischen den Partnern, weil von den beiden Ehepartnern hohe Mobilität erwartet wird.

Kaum jemand hat diesen Zusammenhang so trefflich zusammengefasst wie Richard Sennett (1998) in seiner Arbeit über den flexiblen Kapitalismus. Theoretisch ist die Pluralisierungsthese ähnlich unergiebig wie die Modernisierungsthesen von Parsons. Denn theoretisch liegt beiden Auffassungen die Annahme zugrunde, dass der sozioökonomische Wandel die handelnden Akteure zur Anpassung ihrer Lebensformen zwingt. Eine solche These wird aber auch schon zu Parsons' Zeiten nicht der Tatsache gerecht, dass die Variationen familiärer Lebensformen in Gesellschaften mit vergleichbarer industrieller Arbeitsteilung relativ deutlich ausgeprägt sind. So hat William S. Goode in „World Revolution and Family Patterns“ (1963), ausgehend von Parsons, prognostiziert, dass die amerikanische Familie, wie sie Parsons beschrieben hat, die typische Familie nicht nur Nordamerikas, sondern auch Japans und Chinas werden würde. Eine wunderbare Fehlprognose!

Folgt man den Daten des American Bureau auf Census, dann hat es in den USA zwischen 1940 und 1995 keinen Zeitpunkt gegeben, zu dem Kinder mehrheitlich in dieser familiären Lebensform lebten. Selbst 1960, dem „goldenen Zeitalter der Familie“, lebten in den USA nur etwa 44 Prozent der unter 18jährigen Kindern in der so genannten Parsons'schen Normalfamilie. Dieser Zusammenhang ist leicht erklärbar. Einerseits wurde die Frauenerwerbstätigkeit als eine diskontinuierliche Erwerbstätigkeit in der amtlichen Statistik sowohl in USA wie in Deutschland unterschätzt. Die amtliche Statistik zählt etwa 30 Prozent erwerbstätige Mütter in jener Zeit, aber bei diesen 30 Prozent handelt es sich nicht immer um dieselben Mütter. Hernandez (1993) weist zudem daraufhin, dass zu keinem Zeitpunkt in der amerikanischen Geschichte seit 1900 die Zahl der Kinder, die mit beiden leiblichen Eltern aufwachsen, mehr als 70 Prozent betragen habe. Die Ursachen dafür sind vielfältig. In Deutschland war sowohl nach dem Ersten wie nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die späten fünfziger Jahre die Zahl der Kinder, die mit ihren Müttern allein zusammenlebten, höher als zu jedem späteren Zeitpunkt (Bertram, 1997). Diese Argumentation ließe sich noch fortsetzen; inzwischen liegt eine Fülle von empirischem Material vor, das eindeutig belegt, dass die in die Vergangenheit

projizierte Normalität möglicherweise mit der damals gelebten Realität nicht viel zu tun hat. Jedenfalls wachsen heute aus der Sicht der Kinder rund 80 Prozent bis zum 18. Lebensjahr (Nauck, 1995) bei beiden leiblichen Eltern auf.

Der empirische Fehler, der schon Parsons unterlaufen war, wird heute von vielen Autoren, die die Pluralisierungsthese vertreten, wiederholt. Parsons erklärte apodiktisch ohne empirische Belege, dass die im Haushalt lebende Lebensgemeinschaft von Eltern und Kindern deutlich von der Umwelt abgegrenzt, ja sogar isoliert sei. Auch für die Pluralisierungstheoretiker ist der Haushalt die zentrale Einheit. Empirische Belege dafür, dass der Haushalt, wie ihn die amtliche Statistik erfasst, das richtige Maß für familiäre Lebensformen sei, werden nicht erbracht.

Was eigentlich veranlasst uns heute anzunehmen, dass die Haushaltseinheit und die Variationen der Haushaltseinheiten im Laufe der Zeit Ausdruck sich wandelnder familiärer Beziehungen sind? Kein Historiker käme auf die Idee, die Großhaushalte in Berlin oder Dresden um 1880 als Familienhaushalte zu bezeichnen, weil weniger als die Hälfte der Haushalte nur aus Familienmitgliedern bestanden, während sich in mehr als der Hälfte aller Haushalte Schlafgänger, Untermieter, Wohngemeinschaften, Angestellte und Gesellen, manchmal auch mehrere Familien einen Haushalt teilten. Die Pluralisierungsthese kann nur dann empirisch und theoretisch überzeugen, wenn theoretisch begründet werden kann, warum der Haushalt das Maß des familiären Wandels darstellen soll. Hans-Paul Bährdt hat schon in den siebziger Jahren am Beispiel der Einliegerwohnung gezeigt, dass familiäre Lebensformen und Steuergesetzgebung zu interessanten Haus- und Wohnformen führen können.

3. Starke Bindungen, soziale Beziehungen und die multilokale Mehrgenerationenfamilie

Elisabeth Pfeil hat in der Tradition von Elizabeth Bott die sozialen Beziehungen von Familien in Hamburg und Paris in den sechziger Jahren untersucht und konnte ebenso wie Bott für London (1957) zeigen, dass die Beziehungen auch zwischen den erwachsenen Töchtern und Müttern innerhalb der Wohnquartiere bestehen blieben und Unterstützung und Kommunikation gewährleistet waren. Leider wurden diese netzwerktheoretischen Ansätze in der deutschen familiensoziologischen Forschung weitgehend ignoriert, obwohl Wellman mit seinen netzwerktheoretischen Untersuchungen in York, einem Vorort von Toronto, deutlich gezeigt hatte, dass Familienbeziehungen nicht dem Isolationskonzept von Parsons folgen (1973). Ganz ähnlich hatte auch schon Leopold Rosenmayr argumentiert, der darauf hingewiesen hat, dass statt des Familienhaushalts mit drei Generationen heute (das heißt hier in den sechziger Jahren) eine „Intimität auf Distanz“ gelebt wird, nämlich getrennte Haushalte bei bestehender Intimität und Vertrautheit. Diese Ergebnisse lassen sich weltweit mit verschiedenen netzwerktheoretischen Instrumenten immer wieder replizieren. Die starken solidarischen Bindungen zwischen Eltern und Kindern bleiben auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus bestehen und

scheinen sogar im höheren Lebensalter der Eltern wieder an Bedeutung zu gewinnen. John A. Clausen hat in „American Lives“ diese zyklische Entwicklung starker Bindungen an die eigenen Kinder und an die eigenen Eltern nachgewiesen. Einschränkend bleibt festzuhalten, dass uns noch hinreichend viele Längsschnittuntersuchungen fehlen, um diese Dynamik familialer Bindungen im Lebensverlauf verdeutlichen zu können.

Wenn aber die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern im Lebensverlauf nur wenig von ihrer Bedeutung verlieren, dann stellt sich die Frage, ob das auch für Paare gelten kann, die nicht zusammenleben. Vermutlich ist es sinnvoller, die Vorstellung aufzugeben, der Haushalt, wie er in der amtlichen Statistik gemessen wird, sollte als alleiniges Element zur Messung der Vielfalt familialer Lebensformen herangezogen werden. Denn die Paradoxie der Pluralisierungsthese liegt ja darin, die Abnahme der Familienhaushalte als Indikator einer wachsenden Vielzahl von Lebensformen zu interpretieren. Die Haushaltsstatistik seit 1888 führt jedoch sowohl für die USA wie für Deutschland zu der Feststellung, dass heute die Haushaltsformen so homogen sind wie zu keinem früheren Zeitpunkt. Denn die Ein-Personenhaushalte sind neben den Ein-Generationenhaushalten zur dominanten Haushaltsform geworden, während die preußische Reichsstatistik eine Fülle von Haushaltsformen kannte, die heute verschwunden sind. Wir erleben eine Homogenisierung der Haushaltsformen und interpretieren dies als Pluralisierung familiärer Lebensformen.

Betrachtet man die Entwicklung familiärer Lebensformen unter einer eher netzwerktheoretischen Perspektive, dann wird die zukünftige Lebensform vermutlich die multilokale Mehrgenerationenfamilie sein, in der die Bindungen vor allem zwischen Eltern und Kindern bestehen, womit bei langem Leben der Großelterngeneration Drei- und Mehrgenerationenfamilien entstehen, deren Bindungen im Lebensverlauf variieren, ohne dass die mit den starken Bindungen verknüpften Formen von Solidarität aufgegeben werden.

4. Forschungsperspektiven

Aus der bisherigen Argumentation dürfte deutlich geworden sein, dass der Wandel familiärer Lebensformen einerseits einer historischen Perspektive bedarf, um auf der Basis von Zeitreihen den Wandel von Beziehungen, Wohnformen, Intimität und Bindungen angemessen rekonstruieren können. Da es in der Familiensoziologie immer wieder Untersuchungen gegeben hat, die sich mit solchen Fragen auseinandergesetzt haben, lassen sich solche Zeitreihen auch durch replikative Surveys erstellen. Darüber hinaus ist für die Diskussion um den Wandel familiärer Lebensformen eine enge Zusammenarbeit mit Historikern eine unerlässliche Voraussetzung. Es fehlen aber auch theoretische Konstrukte, die die Frage der Bindungen im Lebensverlauf theoretisch in ein Familienmodell integrieren. Allerdings finden sich hier etwa bei den Arbeiten der Konstanzer Familienforscher (Kurt Lüscher) schon eine ganze Reihe von interessanten Hinweisen.

Literatur

- Bahrdt, H.-P. (1973). Wandlungen der Familie. In: D. Claessens & B. Millhoffer (Hrsg.). Familiensoziologie – Ein Reader als Einführung. Frankfurt: Fischer.
- Bertram, H. (1997). Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Bott, E. (1957). Family and social network. London: Sage.
- Census, US Bureau of, Current Populations Reports (1998). Measuring 50 years of economic change. Using the March Current Population Survey. Washington, D.C.: Economics and Statistics Administration.
- Clausen, J.A. (1995). American lives. Looking back at the children of the great depression. Berkeley, Los Angeles: Berkeley University Press.
- Goode, W.J. (1966). World Revolution and Family Patterns.
- Hernandez, D.J. (1993). We, the American children. Washington, D.C.: Bureau of Census.
- Lüscher, K. & Schultheis, F. (Hrsg.) (1993). Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Konstanz: Universitätsverlag.
- Nauck, B. (1995). Kinder als Gegenstand der Sozialberichterstattung – Konzepte, Methoden und Befunde im Überblick. In: B. Nauck & H. Bertram (Hrsg.). Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich. Opladen: Leske + Budrich. DJJ Familien-Survey, 5, 11-90.
- Parsons, T. & R.F. Bales (1955). Family, socialization, and interaction process. New York: Free Press.
- Pfeil, E. (1965). Die Familie im Gefüge der Großstadt. Schriftenreihe der Gesellschaft für Wohnungs- und Siedlungswesen e.V. Hamburg: Hans Christians.
- Rosenmayr, L. (Hrsg.) (1978). Die menschlichen Lebensalter: Kontinuität und Krisen. München: Beck.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Wellman, B. et al. (1973). Community ties and support systems. In: L. Bourne, R. MacKinnon & J. Simmons (Hrsg.). The form of cities in Central Canada (S. 152-167). Toronto: University of Toronto Press.
- Wellman, B. (Ed.) (1999). Networks in the global village. Life in contemporary communities. Boulder, Oxford: Westview Press.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hans Bertram
 Humboldt-Universität zu Berlin
 Fachbereich Sozialwissenschaften
 Unter den Linden
 10117 Berlin